

Ein einig Volk von Pisackern

ALEXANDER SURY

Als ich nach vielen Umwegen und temporären Abbrüchen doch noch einen akademischen Grad erworben hatte, fragte meine Grossmutter, ob ich jetzt endlich ein Doktor sei. Leider nein, entgegnete ich traurig, dies wäre Amtsanmassung, ich sei aber immerhin «lic. phil.» – «Was, nit viel?», bemerkte Grossmutter stirnrunzelnd. Von meiner Herkunft her ein gross gewachsener Kleinbürger, darf ich mich auch ohne Doktorhut einen gebildeten Menschen nennen. Dies ist nicht mehr selbstverständlich in einem Land, das – um marxistische Terminologie zu bemühen – in unserem Land immer öfter darüber, ob jemand später ein Studium ergreift. Dazu etwas Statistik: 1970 betrug der Anteil der Studenten aus der Unterschicht 23 Prozent, heute liegt er noch bei 9 Prozent. Bei uns funktioniert tadellos, was der französische Soziologe Pierre Bourdieu einst die «Reproduktion der Eliten» nannte.

Für Bern etwas zu plebejisch

Aber ich schweife ab. Ich wollte noch etwas präzisieren. Ich bin nicht nur gebildet, sondern auch ein Berner. Ein gebildeter Berner also, obwohl diese Kombination derzeit wenig opportun erscheinen mag. Morgen Abend findet das grosse Finale der Quizsendung «Pisa» auf SF 1 statt. Zehn Kantone kämpfen um den Titel des klügsten Teiglieds der Eidgenossenschaft – und der stolze Stand Bern ist nicht mehr vertreten, kann sich also das edle Haupt nicht mehr mit dem Lorbeerkrantz schmücken. Diese kollektive narzisstische Kränkung muss zuerst einmal verdaut werden. Allerdings handelt es sich bei Lichte besehen um ein eher schlichtes TV-Format, der Kantönligest wird mit billigen Kalauern angeheizt und untergräbt damit das Fundament unserer Willensnation. Damit nicht genug: Die für uns Schweizer wenig schmeichelhafte Pisa-Studie wird in ein infantiles Spiel überführt, und dubiose Prominente repräsentieren ihre Kantone – allerdings ist Alt-Schiedsrichter Urs Meier tatsächlich der idealtypische Aargauer Vertreter.

Überhaupt konzentriert man sich einseitig auf Mathematik und Naturwissenschaften; da loben wir unseren Dietrich Schwanitz, der 1999 mit dem Compendium «Bildung – Alles was man wissen muss» die Akzente richtig setzte und Notationen in Literatur, Philosophie, Geschichte und Kunst kulinarisch aufbereitete. Seien wir Berner also froh, diesem föderalistischen Palaver entkommen zu sein. Gleichzeitig wollen wir festhalten, dass wir dank Quizmaster Ueli Schmezer darin eine Schlüsselposition besetzen.

Zürich wird nicht gewinnen

In der Halle 9 in Oerlikon werden morgen die Zürcher unter Führung von René «Ich bin Komiker» Rindlisbacher als Favoriten in die Schlussrunde gehen. Allein, dieser Klassensprecher bezieht sein zur Schau gestelltes Selbstbewusstsein von einer Einflüstererin, einer kurzhaarigen Mathematikerin mit stechendem Blick. Wer diese Intelligenzbestie in Aktion erlebt hat, kann sich die deprimierenden Pisa-Ergebnisse nicht erklären und hält die akute Schweizer Bildungsmisere für eine Ansammlung haltloser Gerüchte.

Morgen Abend um 22.20 Uhr wissen wir mehr. Der Sieger sollte gebührend belohnt werden – mit einem zusätzlichen Bundesratssitz (sofern der Sieger nicht Zürich heisst) oder mit einer zehnjährigen Befreiung von der direkten Bundessteuer (sofern der Sieger nicht Zürich heisst). Pädagogisch ungleich wertvoller wäre indes der Entscheid, Missionare aus dem Siegerkanton in die eidgenössischen Entwicklungsgebiete (ausser Bern) zu entsenden, um vor Ort die Fackel der Aufklärung zu entzünden (dies wäre nur durchführbar, sofern der Sieger nicht Zürich hiesse). Aber Zürich wird nicht gewinnen, es wäre unfair. Die furchterregende Mathematikerin soll nämlich Berner Vorfahren haben. Ehrlich.

Kein historisches Buch hat in den letzten zwölf Monaten so viel öffentliches Aufsehen erregt wie die «Reise in Schwarz-Weiss». Hans Fässler geht darin den Schweizer Verstrickungen in den internationalen Sklavenhandel nach. Und liefert ein Lehrstück, wie man eine Vergangenheitsdebatte arrangiert.

THOMAS GEES

Schweizer waren in den Kolonial- und damit in den Sklavenhandel involviert. Eine wissenschaftliche Neuheit ist das nicht. Das öffentliche Interesse an Hans Fässlers Buch liegt denn auch weniger an seinem Gegenstand als am politischen Streit, der ihm vorausleitet: Beinahe hätten SVP-Politiker einen Beitrag an das Werk aus dem Lotteriefonds des Kantons St. Gallen verhindert. Das erwies sich als werbewirksamer Steilpass für den engagierten Autor. Ziemlich knapp genehmigten die St. Galler Kantonsparlamentarier 2004 nur dank einer gespaltenen CVP-Fraktion die 15 000 Franken.

Die erste Globalisierung

Mit der Entdeckung der Neuen Welt und der Erschliessung der afrikanischen Küsten etablierte sich seit dem 16. Jahrhundert ein interkontinentaler Dreieckshandel. Die europäischen Kolonialmächte tauschten ihre Textilprodukte in Afrika gegen Sklaven, verschifften diese anschliessend in ihre überseeischen Kolonien und kehrten von dort mit Rohstoffen und Genussmitteln nach Europa zurück. Zwischen dem 16. und dem Ende des 19. Jahrhunderts wurden innerhalb dieser Dreiecksbeziehung elf bis zwölf Millionen Afrikaner nach Amerika verschleppt.

Die kaufmännische Elite in der Alten Eidgenossenschaft beteiligte sich indirekt und direkt am interkontinentalen Handel mit Sklaven, Fertigwaren und Rohstoffen. Und damit an einem Verbrechen gegen die Menschlichkeit; als solches zählt Sklaverei seit der Weltkonferenz gegen Rassismus 2001 in Durban. Weniger bekannt ist, dass die Schatten dieses dunklen Kapitels bis nach St. Gallen, Basel, Neuenburg oder auch nach Bern reichen. Gleich zwei historische Untersuchungen thematisieren die schweizerische Beteiligung am Sklavenhandel. Neben Hans Fässlers populärwissenschaftlichem Buch liegt nun auch

eine deutsche Übersetzung von «La Suisse et l'esclavage des Noirs» vor («Schwarze Geschäfte»). Ein Autorentrio der Universität Lausanne bemüht sich darin um einen Überblick und eine Bilanz aus Schweizer Perspektive. Es kommt zum Ergebnis, dass von den elf bis zwölf Millionen deportierten Sklaven im Laufe der Geschichte ein Anteil von 1,5 Prozent auf Beteiligung von Schweizern zurückgeht.

In vereinzelt überlieferten Fällen waren Schweizer selber Sklavhalter in den Kolonien, doch weit wichtiger war die indirekte Beteiligung an diesem lukrativen Dreieckshandel, den man wirtschaftsgeschichtlich die erste Globalisierung nennen kann. Die eigentlichen Sklavereinationen waren zwar die europäischen Kolonialmächte: Frankreich, Grossbritannien, Portugal, Spanien und die Niederlande, doch im Fahrwasser wirkten die Schweizer eifrig mit. So mussten die Sklavenschiffe beispielsweise erst «ausgerüstet» werden, bevor sie aus den französischen Häfen auslaufen konnten. Zu dieser Ausrüstung gehörten neben Metallen, Pulver, Feuerwaffen und Alkohol vor allem die Textilien. Und hier verzahnt sich die schweizerische Unternehmens- und Wirtschaftsgeschichte mit der globalen Sklavengeschichte. So stammten die in Westafrika begehrten Baumwollstoffe («Indiennerie») auch aus der Eidgenossenschaft. Und es gab Schweizer Unternehmer, die ihr Kapital und ihr Know-how in die französischen Hafenstädte verlagerten, um die Manufakturen direkt in den Seehandel einzuspeisen.

Lokal- als Weltgeschichte

Die Spuren der Sklaverei reichen auch nach Bern. Hier erschütterte einer der grössten Finanzskandale des 18. Jahrhunderts die Bank Malacrida & Cie. und ihre Korrespondentin in London, Samuel Müller & Cie. Zwischen 1719 und 1734 beteiligte sich der Staat Bern als Aktionär an der South Sea Company. Diese Gesell-

schaft erhielt das Recht, die spanischen Kolonien mit Sklaven zu beliefern. Die Berner stiegen über Vermittlung des Bankhauses Malacrida ins Geschäft ein, als die Gesellschaft bereits ein begehrtes Spekulationsobjekt war: 1720 brachen die Aktien ein, Malacrida ging bankrott. Der Staat und das Patriziat erlitten empfindliche Verluste.

Auch diese Geschichte ist erforscht, allerdings als Kapitel zur Berner Finanzgeschichte und weniger als Teil des internationalen Sklavenhandels. Fässler hat diese Bezüge hergestellt und damit zahlreiche weitere Lokalgeschichten mit der Weltgeschichte verwoben. Er berichtet auch von abweisenden Archivaren, welche die Familiennachlässe bis heute unter Verschluss halten. So verwehrte der Neuenburger Staatsarchivar den Zugang zu Dokumenten, die von den Verstrickungen der führenden Neuenburger Familien in den internationalen Sklavenhandel erzählen sollten. David de Pury (1709–1763) beispielsweise war Geschäftsmann und Berater des portugiesischen Königs. Sein Vermögen, das er der Stadt Neuenburg vermachte, verdankte er teilweise dem Sklavenhandel.

Eine weitere Grossdebatte?

Fässler möchte eine landesweite Debatte über Schuldanererkennung und Wiedergutmachung. Er selber sieht seinen Beitrag in der Tradition der Aufarbeitungsprojekte der Neunzigerjahre: erst die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Hitler-Deutschland, dann die Beziehungen zum südafrikanischen Apartheidregime, nun die Profite aus dem Sklavenhandel. Fässler ergreift klar Partei für die verschleppten und entrechteten Sklaven. Dagegen ist nichts einzuwenden – aber eben gerade darum strapaziert er den Leser oft mit seinem anwaltschaftlichen Eifer.

Dagegen haben sich die Lausanner Historiker in ihrer Wissenschaftlichkeit wohl-tuend ab. Erstmals liefern sie auch einen

Warum Gerechtigkeit boomt

INTERVIEW: DANIEL DI FALCO

«Es ist heute nicht mehr so einfach, Unrecht vergessen zu machen», sagt die Zürcher Geschichtspräsidentin Gesine Krüger. Ein Gespräch über den weltweiten Aufstieg einer neuen Moral und ihre Kehrseite.

«KLEINER BUND»: Wer sich die Gegenwart anschaut, erlebt eine Wiederkehr des Vergangenen. Wir diskutieren über Schweizer Profite aus der Sklaverei, über unsere Beziehungen zur Apartheid, zum Holocaust, zum Völkermord an den Armeniern. Wieso haben solche Themen Konjunktur?

GESINE KRÜGER: Das Phänomen geht weit über die Schweiz hinaus. Der Historiker Elazar Barkan spricht vom Aufstieg einer «neuen internationalen Moral der Restitution und Erinnerung»: Weltweit gibt es Bewegungen und Gruppen, die sich mit historischer Aufarbeitung und Wiedergutmachung befassen.

Was für eine Moral ist das?

Nach Barkan orientiert sie sich an den Menschenrechten. Sie werden seit einigen Jahrzehnten zunehmend anerkannt, wenn auch nicht unbedingt durchgesetzt, und das gibt auch den Forderungen nach Wiedergutmachung und historischer Aufarbeitung Auftrieb. Hinzu kommt das Ende des Ost-West-Konflikts. Vor diesem Hintergrund findet eine Neuordnung der Geschichte statt. Viele Länder der so genannten Dritten Welt haben die geopolitische Bedeutung verloren, die sie im Kräf-

tespiel des Kalten Kriegs noch hatten: Für sie ist die Forderung nach einer Entschädigung für den Kolonialismus auch eine Möglichkeit, sich international noch einmal Gehör zu verschaffen.

Was bedeutet das für die grossen Mächte?

Vielleicht hat das Ende der Ost-West-Ära einen Rückblick auf die «dunkle Seite» der europäischen Expansion möglich gemacht. Wir erleben ja derzeit geradezu einen Geschichtsboom. Es ist heute auch nicht mehr möglich, nach einem Konflikt einfach einen Schlussstrich zu ziehen und ein neues Kapitel aufzuschlagen, wie das auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch der Fall war. Das hat wohl mit dem Schock der Shoa zu tun.

Aber genau diese Geschichte wurde doch verdrängt.

Natürlich, und lange Zeit mit Erfolg. Doch Ende der Siebzigerjahre begann eine öffentliche Beschäftigung mit der Vernichtung der europäischen Juden; sie ist zu einem Referenzpunkt geworden. Fast alle Bewegungen zur Aufarbeitung vergessenen Unrechts beziehen sich heute auf den Holocaust. Die Entschädigung der Zwangsarbeiter hat die Idee der Wiedergutmachung vorangebracht. Entschei-

dend ist, dass zwei Dinge verknüpft wurden: ein zunehmendes Geschichtsbewusstsein und die Verurteilung von Menschenrechtsverletzungen. Man könnte Unrecht ja einfach nur juristisch ahnden. Heute aber herrscht zunehmend die Vorstellung, dass zugleich die Geschichte aufgearbeitet werden muss, damit ein neuer Anfang möglich ist. So steht es auch in der Präambel der Verfassung Südafrikas: «We recognise the injustice of our past.»

Ist das also das Neue: Geschichte als Ressource der Gerechtigkeit?

Das würde ich nicht sagen. Neu ist die Dimension dieser Idee: Mit der Globalisierung wurde auch die Geschichte globalisiert. Vereinfacht gesagt: Früher ging die

«Die internationale Öffentlichkeit beobachtet, wie ein Staat mit seiner Vergangenheit umgeht.»

Vergangenheit der Schweiz nur die Schweiz etwas an. Heute ist das auch eine Frage der internationalen Öffentlichkeit: Es wird beobachtet, wie ein Staat, eine Gesellschaft mit der eigenen Vergangenheit umgeht – das betrifft in erster Linie den Zweiten Weltkrieg. Aber die kleineren